

## Materialien zu Fouqués „Undine“

**Undine.** Eine Erzählung von Friedrich de la Motte FOUQUÉ. Erstdruck 'Die Jahreszeiten', Frühlingsheft, Berlin 1811; Erstausgabe Berlin 1811; Opernbearbeitungen 1816 (für E. T. A. Hoffmann) und 1837 (für K. Girschner); Oper von A. Lortzing, Uraufführung 15. 4. 1845 Hamburg; Dramatisierung von J. Giraudoux 1939; Ballett von F. Ashton und H. Henze, Uraufführung 27. 10. 1958 London, Sadler's Wells.



*Zu Fouqué vergl. das Nachwort in der Reclam-Ausgabe.*

Fouqués Märchenerzählung verdankt ihren Stimmungszauber und ihre rührende Anmut dem genialen Einfall des Autors, die mittelalterliche Geschlechtersage vom Ritter von Stauffenberg mit der romantischen Sphäre der Nixen und Wassermänner auszustatten und das Grundmotiv von der Ehe zwischen einem elbischen Wesen und einem Menschen, die an der Untreue des Mannes zerbricht und dessen Tod nach sich zieht, dadurch anzureichern, daß die Nixe keine Seele besitzt, sie aber durch die Ehe mit einem Menschen erhalten kann und zu erhalten wünscht. Beide Momente sowie den Namen der Heldin verdankte Fouqué einer Abhandlung des Paracelsus, dem Liber de nymphis, sylphis, pygmaeis et salamandris et de caeteris spiritibus. [...] Mit der Erzählung Undine hat Fouqué sein einziges nicht nur literaturhistorisch bemerkenswertes, sondern dichterisch bedeutendes Werk geschaffen.



*Wilpert: Lexikon der Weltliteratur, S. 1348.*

### Inhalt

In der Einsamkeit einer Halbinsel lebt an einem See ein altes Fischerehepaar mit seiner etwa achtzehnjährigen Pflgetochter Undine, die als dreijähriges Kind geheimnisvoll bei ihm aufgetaucht ist, gerade nachdem die Fischersleute das spätgeborene eigene Töchterchen durch einen Sturz in den See verloren haben. Aus dem von Geistern belebten Wald, der die Halbinsel von einer Reichsstadt trennt, reitet eines Abends der junge Ritter Huldbrand heran, den nach einem Sieg im Turnier die ihn begünstigende Pflgetochter eines Herzogs, Bertalda, als Mutprobe in den Zauberwald gesandt hat. Zwischen dem Ritter und der ebenso schönen wie mutwilligen Undine entsteht sogleich wechselseitige Zuneigung, die sich zur Liebe vertiefen kann, da ein Unwetter durch eine Überschwemmung die Halbinsel vom Festland abtrennt. Ihre Verbindung kann als Ehe eingeseget werden, da bei fortdauerndem Unwetter der See einen Geistlichen an der nunmehrigen Insel stranden läßt. Nach der Hochzeitsnacht ist das unbändige Kind Undine in eine Frau von hingebungsvoller Sanftmut und Güte verwandelt. Denn nun ist geschehen, wozu Undines Vater, ein Wasserfürst, sie unter die Menschen gesandt hat: durch die Heirat mit einem Menschen hat sie eine unsterbliche Seele erworben. Ihre Herkunft aus dem Geschlecht der Elementargeister bekennt sie nach ihrer Hochzeit ihrem Gatten, der dadurch in seiner Liebesleidenschaft zunächst nicht beirrt wird. Anzeichen einer Bedrohung durch die fortdauernde Zugehörigkeit Undines zu ihrer Herkunftsfamilie ist die

häufige und störende Präsenz ihres zwischen Menschen- und Wassergestalt oszillierenden Oheims Kühleborn. Von ihm erfährt sie, daß Bertalda, mit der sie sich nach dem Einzug des jungen Paares in die Reichsstadt befreundet hat, das totgeglaubte Kind des Fischerpaares ist. Ihr Versuch, Bertalda und die Fischersleute zu beglücken, indem sie sie an einem zu Ehren von Bertaldas Namenstag veranstalteten Fest wieder zusammenführt, wird zur Katastrophe infolge des Hochmuts der herzoglichen Pflügetochter, die auf die Nachricht von ihrer einfachen Abstammung öffentlich mit Zorn und Abscheu reagiert. Daraufhin auch von den Pflegeeltern verstoßen, wird sie doch von Undine und Huldbrand als Hausgenossin auf Huldbrands Burg Ringstetten mitgenommen. Eine zwischen Huldbrand und ihr sich entwickelnde Neigung führt zum Rivalitätsverhältnis mit Undine. Trotz deren Geduld und Toleranz kommt es zu einer Kraftprobe, weil Undine einen Brunnen, dessen Wasser Bertalda als Kosmetikum braucht, hat verschließen lassen. Es gelingt Undines Sanftmut, ihre Entscheidung durch Huldbrand legitimieren zu lassen: er erfährt, daß durch diesen Brunnen die Wassergeister Zugang zur Burg haben und daß sie Gewalt über Undine gewinnen, falls der Gatte sie je in der Nähe von Gewässern schilt. Auf diese Niederlage hin verläßt Bertalda die Burg. Sie und Huldbrand, der ihr nacheilt, um sie zu retten, werden im unheimlichen "Schwarzthal" fast ertränkt vom zornigen Kühleborn, dem aber Undine im letzten Moment Einhalt gebietet. Nach einem friedlichen Intervall folgt die endgültige Katastrophe: während einer Bootsreise auf der Donau führen Kühleborns Neckereien zum verhängnisvollen Zornesausbruch Huldbrands, der Undines Rückkehr ins Wasserreich erzwingt. Nach einer Zeit der Trauer wendet der Ritter seine Neigung wieder Bertalda zu, und trotz warnender Traumgesichte wird eine melancholische Hochzeit gefeiert. Zu Beginn der Brautnacht aber läßt Bertalda den Stein vom Brunnen heben, Undine steigt auf als weiße Schleiergestalt, und der Ritter stirbt unter ihren Küssen und Tränen. Sie folgt dem Begräbniszug, um schließlich den Grabhügel des Geliebten als Quelle zu umschließen.

*Renate Böschenstein: Undine oder das fließende Ich. In: Irmgard Röbling (Hg.): Sehnsuch und Sirenen. Pfaffenweiler 1992, S. 104.*

**Pantheismus** (griech., von *pan*, das All, und *theos*, Gott) heißt im weitern Sinn im Gegensatz zu der dualistischen (theologischen) Weltansicht, die Gott und Weltall (Schöpfer und Schöpfung) als verschieden betrachtet, die monistische Weltansicht, die beide als eins ansieht. Im engern Sinne wird nur derjenige Monismus als P. bezeichnet, der Gott mit dem All, dagegen als Kosmotheismus derjenige, der das All mit Gott identifiziert. Nach ersterer Ansicht geht also Gott im Weltall auf, nach letzterer ist dies nur eine Erscheinungsform des göttlichen Seins, neben der es vielleicht noch andre gibt. Der P. ist dem Theismus und Deismus, die einen vom Weltall unterschiedenen Gott annehmen, aber auch dem Atheismus, sofern dieser eine »Welt ohne Gott«, und dem Akosmismus, der einen »Gott ohne Welt« lehrt, entgegengesetzt und nimmt eine Mittelstellung zwischen diesen Extremen ein. Mit allen Systemen spekulativer Weltanschauung stimmt der P. darin überein, daß er die gegebene Vielheit der Einzeldinge nicht als das Letzte gelten läßt; er bleibt aber auch nicht (wie der Hylotheismus) bei dem Begriffe des Stoffes als des Urgrundes aller Dinge stehen, sondern führt alles einzelne stoffliche und geistige Sein auf einen von den verschiedenen pantheistischen Denkkern verschieden, meist aber durch geistige Eigenschaften definierten Urgrund zurück, zu dem die Einzeldinge sich verhalten wie die Wellen zum Meere. Der P. leugnet folgerichtigerweise die Persönlichkeit Gottes (des Weltgrundes) und bestreitet ebenso entschieden die Selbständigkeit der Individuen, in denen er nur vorübergehende Erscheinungsformen der in der Welt sich entfaltenden göttlichen Wirksamkeit sieht. Der gegen ihn von seiten der Theologie häufig gerichtete Vorwurf, daß er atheistisch sei, ist daher nur in dem Sinne gerechtfertigt, daß er in der Tat keinen von der Welt unterschiedenen, keineswegs aber in dem Sinne, daß er überhaupt keinen Gott anerkennt.

*Meyers Großes Konversations-Lexikon (1905-09), Bd. 15, S. 366f.*

**Idylle**, eine aus der Antike (Theokrit, Vergil u. a.) übernommene Gattung kürzerer Texte in Vers oder Prosa, die friedliche Szenen aus dem Leben einfacher Menschen in überschaubaren Verhältnissen und einer freundlichen Natur darstellen. Die Idylle des 18. und 19. Jh.s stellt dabei im Kontext der bukolischen Dichtung der frühen Neuzeit (Schäferdichtung) einen entschiedenen Neuansatz dar. Ausgangspunkt waren Salomon Gessners *Idyllen* (1756), denen er 1772 *Neue Idyllen* folgen ließ. Sie waren gegen die Gattungskonvention in Prosa geschrieben, einer sanft bewegten, empfindsamen rhythmischen Prosa, die dem poetischen Anliegen entsprach: die stilisierte Schäferwelt mit ihrem empfindsamen Tugendethos, ihrer Harmonie zwischen Mensch und Natur und ihrer Freiheit von allen einengenden Zwängen als Entwurf eines Gegenbildes zur zeitgenössischen Wirklichkeit.

**Märchen**, realitätsentthobene Erzählung wunderbaren Inhalts. Man unterscheidet zwischen dem erst nach längerer mündlicher Tradierung aufgezeichneten **Volksmärchen** und dem aus einem bewussten künstlerischen Akt entstandenen **Kunstmärchen**. Zu den konstitutiven Merkmalen des Volksmärchens gehört, dass es keinen namentlich bekannten Verfasser hat, dass es über einen längeren Zeitraum mündlich überliefert wurde und dass daher mit einer Reihe von Varianten zu rechnen ist. Vom Inhalt her kann man zwischen Zauber-, Schwank-, Tier-, Lügen-, Legenden- und ätiologischen M. unterscheiden.

Die Frage nach Entstehung und Alter des M.s lässt sich nicht generell beantworten. Nur in Einzelfällen besteht eine nachweisbare Kontinuität der Überlieferung über das späte MA hinaus. Auffallend sind allerdings die Übereinstimmungen in der Motivik zwischen orientalischen, antiken und mittelalterlichen Überlieferungen auf der einen Seite und neueren Sammlungen auf der anderen (Giovanni Francesco Straparola, Giambattista Basile, Charles Perrault, Jacob und Wilhelm Grimm usw.). Verschiedene Erklärungsmodelle – Monogenese (einmalige Erfindung, Wanderung), Polygenese oder Archetypik – konkurrieren miteinander.

Erst gegen Ende des 18. Jh.s begann die systematische Sammlung (und damit Literarisierung) von M. Einflussreichstes Modell wurden die Kinder- und Hausmärchen (1812–15) der Brüder Grimm. Ihre Sammlung stilistisch stark überarbeiteter und inhaltlich ›gereinigter‹ Texte prägte das Bild des dt. Volksmärchens bis in die Gegenwart und regte zugleich eine intensive Sammlungs- und Forschungstätigkeit in zahlreichen anderen Ländern an. Durch die Brüder Grimm wurde das M., ursprünglich Unterhaltung von Erwachsenen im ländlichen Raum, zur Kinderlektüre im städtischen Bürgerhaus. Erst die romantisierenden stilistischen Eingriffe und die Umformung zum homogenen ›Buchmärchen‹ ermöglichten den gewaltigen Erfolg der Grimmschen Märchen. Typische Merkmale der hier versammelten Texte sind: Einsträngigkeit der Handlung, Gliederung in Episoden (eine besondere Rolle spielt dabei die Dreigliedrigkeit), Typenhaftigkeit der Figuren, Konzentration auf den Helden, stereotype Schauplätze, stereotype Handlungsverläufe mit zahlreichen Motivwiederholungen (Auszug, Vertreibung, Missachtung des Helden, Bewährung mit Hilfe diesseitiger oder jenseitiger Helfer, ausgleichende Gerechtigkeit, Sieg des Guten, Bestrafung des Bösen). Dazu kommt in stilistischer Hinsicht eine Vorliebe für Parataxe, Formelhafte, Dialoge und Verseinschübe, eine Bevorzugung bestimmter Zahlen und Farben, das Arbeiten mit schroffen Gegensätzen. In dieser typisierten Märchenwelt geschieht das Wunderbare gleichsam wie selbstverständlich; es wird nicht eigens betont wie in Sage oder Legende. Im M. gelten keine Natur- oder Kausalitätsgesetze.

**Das Kunstmärchen**, das Motive aus der mündlichen Märchentradition aufnimmt und in eine individuelle Schöpfung integriert, hat ebenfalls eine lange Geschichte. Die großen orientalischen Märchensammlungen wie 1001 Nacht oder die Märchenbücher der Renaissance (Basile u. a.) haben ebenso Kunstcharakter wie Perraults Contes de ma mère l'oye (1697) und die sich daran anschließende Mode der Feenmärchen. Auch die Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm enthalten eine Reihe von Kunstmärchen (u. a. von Philipp Otto Runge, Johann Heinrich Jung-Stilling, Clemens Brentano), freilich an den ›Volkston‹ angeglichen; überhaupt spielt die literarische Überlieferung in den Kinder- und Hausmärchen eine bedeutende Rolle.

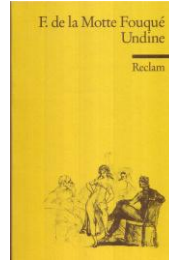
Die Geschichte des dt. Kunstmärchens beginnt im 18. Jh. mit Christoph Martin Wielands parodistischem Feenmärchen vom Prinzen Biribinker in seinem Roman Don Sylvio von Rosalva (1764) sowie den ironischen Volksmärchen der Deutschen (1782–87) von Johann Karl August Musäus. Wielands Sammlung Dschinnistan oder auserlesene Feen- und Geister-Mährchen (1789) verbindet Einflüsse der orientalischen Tradition mit der des frz. Feenmärchens. Nicht zuletzt angeregt durch Goethes Märchen am Ende seiner Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten (1795) erreichte das Kunstmärchen in der Romantik seinen künstlerischen Höhepunkt (Ludwig Tieck, Friedrich de la Motte Fouqué, E. T. A. Hoffmann, Brentano u. a.); es blieb – nicht nur in der dt. Literatur – bis ins 20. Jh. hinein ein beliebtes Genre (Eduard Mörike, Hans Christian Andersen, Oscar Wilde u. a.).

*Elektronisches Sachwörterbuch Literatur (Reclam)*

## Themen für die Gruppenarbeit

Zur Arbeitsweise:

Nach der Lektüre der Novelle in der Reclam-Ausgabe lesen Sie die Materialien für den Unterricht.



Sie erarbeiten dann eines folgender Themen in Gruppenarbeit und verwenden dazu neben den Materialien auch die Nachbemerkung in Ihrer Textausgabe; darüber hinaus finden Sie Informationen in Wikipedia: [http://de.wikipedia.org/wiki/Undine\\_\(Friedrich\\_de\\_la\\_Motte\\_Fouqu%C3%A9\)](http://de.wikipedia.org/wiki/Undine_(Friedrich_de_la_Motte_Fouqu%C3%A9))

1. Undine als Wassergeist
2. Die Verstellungen des Paracelsus von der Geisterwelt und ihr Wirkungen auf die Novelle
3. Undines Charakter vor und nach der Hochzeit mit Huldbrand
4. Undines Verhältnis zu Bertalda
5. Bertaldas Charakter und ihre Beziehung zu Huldbrand
6. Huldbrand zwischen zwei Frauen
7. Die Elterngeneration: Fischerleute und das Herzogpaar
8. Oheim Kühleborn und die Geisterwelt

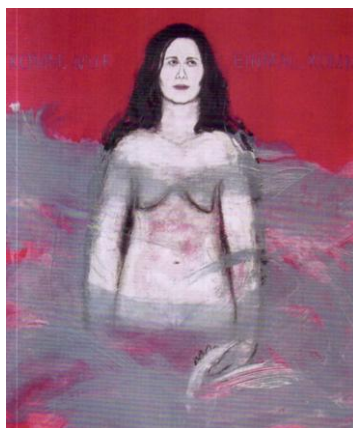
Referat:

Ingeborg Bachmann: Undine geht

Für dieses Thema stehen Kopien des Textes bereit; außerdem folgende Interpretationen:

[http://www.uni-duisburg-essen.de/literaturwissenschaft-aktiv/nullpunkt/pdf/bachmann\\_undine.pdf](http://www.uni-duisburg-essen.de/literaturwissenschaft-aktiv/nullpunkt/pdf/bachmann_undine.pdf)

[http://www.gender.hu-berlin.de/w/files/ztghausarbeit/der\\_wasserfrauen\\_mythos\\_aus\\_weiblicher\\_sicht\\_liwi\\_windisch.pdf](http://www.gender.hu-berlin.de/w/files/ztghausarbeit/der_wasserfrauen_mythos_aus_weiblicher_sicht_liwi_windisch.pdf)



*Martina Meyer-Heil: Undine geht, Mischtechnik/Nessel 2008*

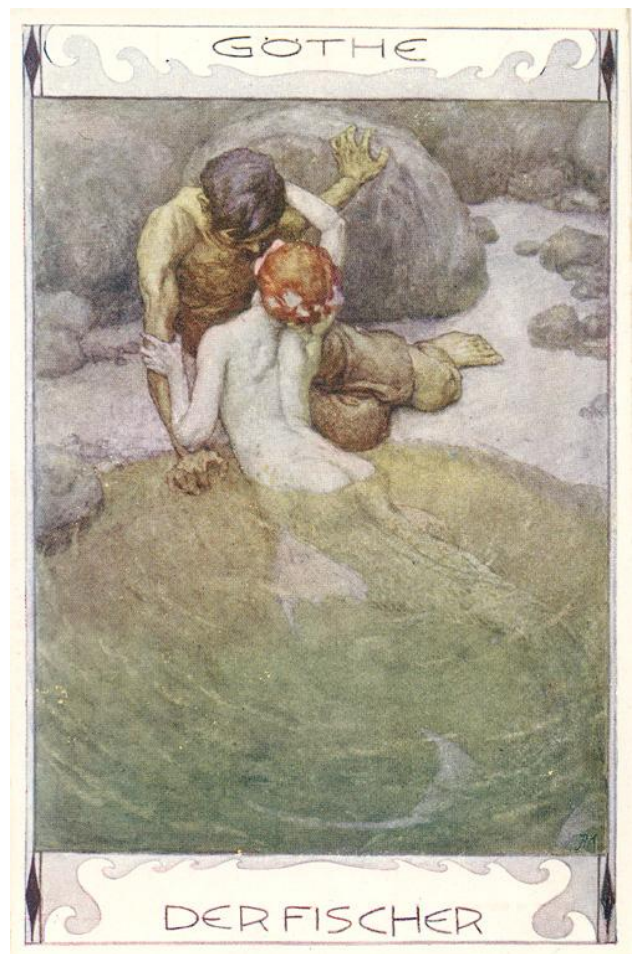
## Johann Wolfgang Goethe: Der Fischer

Das Wasser rauscht', das Wasser schwoll,  
 Ein Fischer saß daran,  
 Sah nach dem Angel ruhevoll,  
 Kühl bis ans Herz hinan.  
 Und wie er sitzt und wie er lauscht,  
 Teilt sich die Flut empor;  
 Aus dem bewegten Wasser rauscht  
 Ein feuchtes Weib hervor.

Sie sang zu ihm, sie sprach zu ihm:  
 »Was lockst du meine Brut  
 Mit Menschenwitz und Menschenlist  
 Hinauf in Todesglut?  
 Ach wüßtest du, wie's Fischlein ist  
 So wohlig auf dem Grund,  
 Du stiegst herunter, wie du bist,  
 Und würdest erst gesund.

Labt sich die liebe Sonne nicht,  
 Der Mond sich nicht im Meer?  
 Kehrt wellenatmend ihr Gesicht  
 Nicht doppelt schöner her?  
 Lockt dich der tiefe Himmel nicht,  
 Das feuchtverklärte Blau?  
 Nicht her in ew'gen Tau?«

Das Wasser rauscht', das Wasser schwoll,  
 Netz' ihm den nackten Fuß;  
 Sein Herz wuchs ihm so sehnsuchtsvoll,  
 Wie bei der Liebsten Gruß.  
 Sie sprach zu ihm, sie sang zu ihm;  
 Da war's um ihn geschehn:  
 Halb zog sie ihn, halb sank er hin,  
 Und ward nicht mehr gesehn.



*Entstanden wohl 1778, Erstdruck 1779. (Goethe: Digitale Bibliothek Band 1: Deutsche Literatur, S. 45425.)*



## Theodor Strom: Lockenköpfchen

„Komm zu mir, mein Lockenköpfchen  
Komm zu mir und setz' Dich nieder,  
Hörst ja gerne, wenn ich singe,  
Hörst ja gern die alten Lieder!“

Am grünen Teich  
Der Knabe so bleich,  
Sang einsam seine Lieder.  
Im Grunde so tief  
Die Nixe schlief,  
Da weckten die Klänge sie wieder.

Hinab, hinauf,  
Im Strudellauf  
Zerteilen sich die Wogen;  
Bei Mondeslicht  
Ein bleich Gesicht  
Kommt still heraufgezogen.

„Lieb' Knabe traut,  
Es ruft die Braut!“  
Hat leis' die Nixe gesungen;  
Ein Arm so weiß,  
So kalt, wie Eis,  
Hat bald den Knaben umschlungen.

„Wie wohl, wie warm

Und mit ihren Lilienarmen  
Hält sie fester mich umschlungen:  
„Wie, so böse Lieder singst Du,  
Wie so traurig hat's geklungen!

„Du, Du bist der bleiche Knabe  
Und Du singst die bleichen Lieder,  
Und die kalte Nixe rauschet  
In den Wogen auf und nieder.

Und sie streckt nach Dir die Arme,  
Will an's kalte Herz Dich drücken!“  
Ängstlich schweigt mein Lockenköpfchen,  
Schaut mich an mit feuchten Blicken.

Und die Kleine, freundlich lächelnd,  
Setzt zur Seite mir sich leise,  
Und ich nehm' die goldne Zither,  
Spiel' und sing' die alte Weise:

In deinem Arm!  
Lieb' Knabe! laß uns scherzen!“  
Die Nixe sang.  
Dem Knaben drang  
Der kalte Tod zum Herzen.“



*Edward Burne-Jones (19. Jd.)*

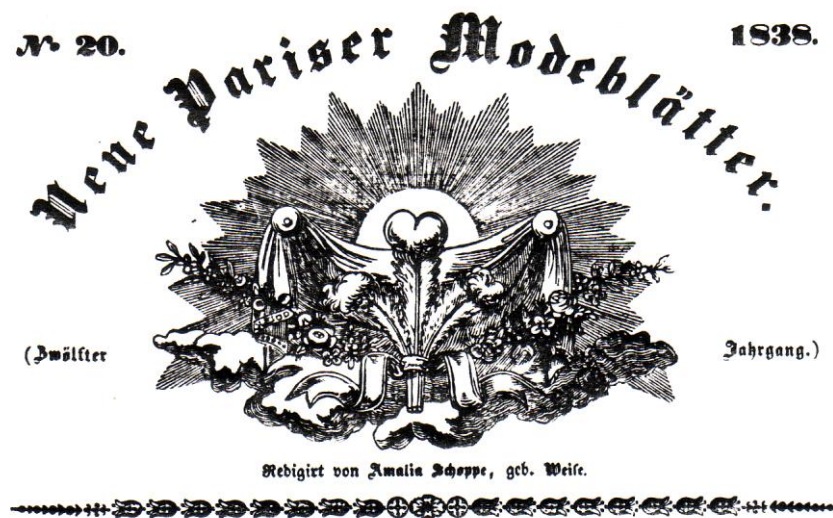
Und ich küß die Purpurlippen,  
Drück an's Herz sie leise, leise,  
Greife tändelnd in die Saiten  
Und beginn die frohe Weise:

„Lockenköpfchen ist die Nixe,  
Hält mich eben fest umschlungen,  
Augenbläue ist die Tiefe,  
Darin ich ihr nachgesprungen.

Busenwelle ist die Welle,  
Die mich willenlos bewegt,  
Rosenlippe ist die Klippe,  
Die korallenreich sich hebt.“

## Kommentar zu Storms „Lockenköpfchen“

Handschrift 1: Meine Gedichte, S. 70-72 als Nr. 87 mit dem Hinweis „1 u<nd> 7 Jan 37.“, der späteren Notiz „vidi 39“ nach der zweiten Strophe und einem Nachtrag auf S. 81; Handschrift 2: Einzelblatt aus dem Besitz von Storms Berliner Studienfreund Theodor Wagner (später von Albert Köster; heute im Storm-Nachlass, Schleswig-Holsteinische Landesbibliothek Kiel); Handschrift 3: Gedichte 1840 (Storm-Archiv Husum). Erstdruck: Neue Pariser Modeblätter 12.1838, Nr. 26, Sp. 409-411 mit der Unterschrift „H. W. Storm.“ Ein Abdruck nach Handschrift 2 in: Westermanns Monatshefte 121.1916/17, S. 39f.; ein Abdruck nach Handschrift 3 in: Theodor Storm, Sämtliche Werke in 4 Bänden, hg. von K. E. Laage und D. Lohmeier. Frankfurt a. M. 1987f.; Bd. 1, S. 182f. Hier nach dem Erstdruck.



Entstehung: Im März 1841 schrieb Storm an Friederike Scherff über Bertha von Buchan: „Seitdem ich sie an dem Weihnachtsabend [1838; G.E.] gesehen hatte, den ich noch bei Lebzeiten Deiner vortrefflichen Mutter mit Euch verlebte, bildete sich ein Gedanke bei mir aus, dies Mädchen geistig an mich zu fesseln. Und jetzt muß ich Dir das Manchen vielleicht Unbegreifliche sagen, ich habe schon damals das Kind geliebt. Aber Du darfst nicht darüber nachdenken. Liebe Friede, Du mußt mit blindlings glauben! – Ich hatte besondere Freude daran, als Therese auf meine Bitten dem Kinde einmal ihre reichen Locken wiedergab, ganz so wie das Bild – denn ihre Locken waren schon damals gebunden – und als ich nach Lübeck zurückkam dichtete ich mein ‚Lockenköpfchen‘, das noch jetzt mir eins meiner liebsten Sachen ist.“ (Gerd Eversberg: Theodor Storms erste Liebe. Heide 1995, S. 124f.) Da Storm zu Beginn dieses Briefes Friederike dringend um vertrauliche Behandlung seines anschließend geäußerten Anliegens bittet, ihm bei seiner Werbung um Bertha zu unterstützen, wird deutlich, dass er bereits im Jahre 1838, also nur ein Jahr nach der ersten Niederschrift des Gedichts, sein „Lockenköpfchen“ mit anderen Augen gesehen haben muss. Bertha ist zu diesem Zeitpunkt 15 Jahre alt und Storm hatte ihr zu ihrem Geburtstag einen Liebesbrief geschrieben, dessen werbende Absicht das Mädchen aber nicht verstanden hatte. Bei der Veröffentlichung des Gedichts war sie aber erst 12 Jahre alt. Storm muss also das noch nicht erwachsene Kind zur Frau stilisiert haben, auf die er seine erotischen Wünsche projizieren konnte. Dies erklärt wohl auch die deutliche erotische Konnotation dieser nicht in den Handschriften überlieferten Schlussstrophe der Druckfassung.

Das Lied innerhalb der Ballade könnte von Goethes Ballade „Der Fischer“ angeregt worden sein; das Motiv der Nixe hat Storm aus dem Märchen der Brüder Grimm „Die Nixe im Teich“ (Nr. 181) übernommen:

## 181. Die Nixe im Teich.

Es war einmal ein Müller, der führte mit seiner Frau ein vernünftiges Leben. Sie hatten Geld und Gut, und ihr Wohlstand nahm von Jahr zu Jahr noch zu. Aber Unglück kommt über Nacht: wie ihr Reichtum gewachsen war, so schwand er von Jahr zu Jahr wieder hin, und zuletzt konnte der Müller kaum noch die Mühle, in der er saß, sein Eigentum nennen. Er war voll Kummer, und wenn er sich nach der Arbeit des Tages niederlegte, so fand er keine  
 5 Ruhe, sondern wälzte sich voll Sorgen in seinem Bett. Eines Morgens stand er schon vor Tagesanbruch auf, ging hinaus ins Freie und dachte, es sollte ihm leichter ums Herz werden. Als er über dem Mühlendamms dahinschritt, brach eben der erste Sonnenstrahl hervor, und er hörte in dem Weiher etwas rauschen. Er wendete sich um und erblickte ein schönes Weib, das sich langsam aus dem Wasser erhob. Ihre langen Haare, die sie über den Schultern mit ihren zarten Händen gefaßt hatte, flossen an beiden Seiten herab und bedeckten ihren weißen Leib. Er sah wohl, daß es die  
 10 Nixe des Teichs war, und wußte vor Furcht nicht, ob er davongehen oder stehen bleiben sollte. Aber die Nixe ließ ihre sanfte Stimme hören, nannte ihn bei Namen und fragte, warum er so traurig wäre. Der Müller war anfangs verstummt, als er sie aber so freundlich sprechen hörte, faßte er sich ein Herz und erzählte ihr, daß er sonst in Glück und Reichtum gelebt hätte, aber jetzt so arm wäre, daß er sich nicht zu raten wußte. »Sei ruhig,« antwortete die Nixe, »ich will dich reicher und glücklicher machen, als du je gewesen bist, nur mußt du mir versprechen, daß du mir geben willst, was eben in deinem Hause jung geworden ist.« »Was kann das anders sein,« dachte der Müller, »als ein junger Hund oder ein junges Kätzchen?« und sagte ihr zu, was sie verlangte. Die Nixe stieg wieder in das Wasser hinab, und er eilte getröstet und gutes Mutes nach seiner Mühle. Noch hatte er sie nicht erreicht, da trat die Magd aus der Haustüre und rief ihm zu, er sollte sich freuen, seine Frau hätte ihm einen kleinen Knaben geboren. Der Müller stand wie vom Blitz gerührt, er sah wohl, daß die tückische Nixe das gewußt und ihn betrogen hatte. Mit  
 20 gesenktem Haupt trat er zu dem Bett seiner Frau, und als sie ihn fragte »warum freust du dich nicht über den schönen Knaben?« so erzählte er ihr, was ihm begegnet war, und was für ein Versprechen er der Nixe gegeben hatte. »Was hilft mir Glück und Reichtum,« fügte er hinzu, »wenn ich mein Kind verlieren soll? aber was kann ich tun?« Auch die Verwandten, die herbeigekommen waren, Glück zu wünschen, wußten keinen Rat.

Indessen kehrte das Glück in das Haus des Müllers wieder ein. Was er unternahm, gelang, es war, als ob Kisten und Kasten von selbst sich füllten und das Geld im Schrank über Nacht sich mehrte. Es dauerte nicht lange, so war sein Reichtum größer als je zuvor. Aber er konnte sich nicht ungestört darüber freuen: die Zusage, die er der Nixe getan hatte, quälte sein Herz. Sooft er an dem Teich vorbeikam, fürchtete er, sie möchte auftauchen und ihn an seine Schuld mahnen. Den Knaben selbst ließ er nicht in die Nähe des Wassers; »hüte dich,« sagte er zu ihm, »wenn du das Wasser berührst, so kommt eine Hand heraus, hascht dich und zieht dich hinab.« Doch als Jahr auf Jahr verging und die Nixe sich nicht wieder zeigte, so fing der Müller an sich zu beruhigen.

Der Knabe wuchs zum Jüngling heran und kam bei einem Jäger in die Lehre. Als er ausgelernt hatte und ein tüchtiger Jäger geworden war, nahm ihn der Herr des Dorfes in seine Dienste. In dem Dorf war ein schönes und treues Mädchen, das gefiel dem Jäger, und als sein Herr das bemerkte, schenkte er ihm ein kleines Haus; die beiden hielten Hochzeit, lebten ruhig und glücklich und liebten sich von Herzen.

35  
 40  
 45  
 60

Einstmals verfolgte der Jäger ein Reh. Als das Tier aus dem Wald in das freie Feld ausbog, setzte er ihm nach und streckte es endlich mit einem Schuß nieder. Er bemerkte nicht, daß er sich in der Nähe des gefährlichen Weihers befand, und ging, nachdem er das Tier ausgeweidet hatte, zu dem Wasser, um seine mit Blut befleckten Hände zu waschen. Kaum aber hatte er sie hineingetaucht, als die Nixe emporstieg, lachend mit ihren nassen Armen ihn umschlang und so schnell hinabzog, daß die Wellen über ihm zusammenschlugen.

schalt die Nixe mit harten Worten, aber keine Antwort erfolgte. Der Spiegel des Wassers blieb ruhig, nur das halbe Gesicht des Mondes blickte unbeweglich zu ihr herauf.



Als es Abend war und der Jäger nicht nach Haus kam, so geriet seine Frau in Angst. Sie ging aus, ihn zu suchen, und da er ihr oft erzählt hatte, daß er sich vor den Nachstellungen der Nixe in acht nehmen mußte und nicht in die Nähe des Weihers sich wagen dürfte, so ahnte sie schon, was geschehen war. Sie eilte zu dem Wasser, und als sie am Ufer seine Jägertasche liegen fand, da konnte sie nicht länger an dem Unglück zweifeln. Wehklagend und händeringend rief sie ihren Liebsten mit Namen, aber vergeblich: sie eilte hinüber auf die andere Seite des Weihers, und rief ihn aufs neue: sie

Die arme Frau verließ den Teich nicht. Mit schnellen Schritten, ohne Rast und Ruhe, umkreiste sie ihn immer von neuem, manchmal still, manchmal einen heftigen Schrei ausstoßend, manchmal in leisem Wimmern. Endlich waren ihre Kräfte zu Ende: sie sank zur Erde nieder und verfiel in einen tiefen Schlaf. Bald überkam sie ein Traum.



Sie stieg zwischen großen Felsblöcken angstvoll aufwärts; Dornen und Ranken hakten sich an ihre Füße, der Regen schlug ihr ins Gesicht und der Wind zauste ihr langes Haar. Als sie die Anhöhe erreicht hatte, bot sich ein ganz anderer Anblick dar. Der Himmel war blau, die Luft mild, der Boden senkte sich sanft hinab und auf einer grünen, bunt beblühten Wiese stand eine reinliche Hütte. Sie ging darauf zu und öffnete die Türe, da saß eine Alte mit weißen Haaren, die ihr freundlich winkte. In dem Augenblick erwachte die arme Frau. Der Tag war schon angebrochen, und sie entschloß sich gleich, dem Traume Folge zu leisten. Sie stieg mühsam den Berg hinauf, und es war alles so, wie sie es in der Nacht gesehen hatte. Die Alte empfing sie freundlich und zeigte ihr einen Stuhl, auf den sie sich setzen sollte. »Du mußt ein Unglück erlebt haben,« sagte sie, »weil du meine einsame Hütte aufsuchst.« Die Frau erzählte ihr unter Tränen, was ihr begegnet war. »Tröste dich,« sagte die Alte, »ich will dir helfen: da hast du einen goldenen Kamm. Harre, bis der Vollmond aufgestiegen ist, dann geh zu dem Weiher, setze dich am Rand nieder und strähle dein langes schwarzes Haar mit diesem Kamm. Wenn du aber fertig bist, so lege ihn am Ufer nieder, und du wirst sehen, was geschieht.« Die Frau kehrte zurück, aber die Zeit bis zum Vollmond verstrich ihr langsam. Endlich erschien die leuchtende Scheibe am Himmel, da ging sie hinaus an den Weiher, setzte sich nieder und kämte ihre langen schwarzen Haare mit dem goldenen Kamm, und als sie fertig war, legte sie ihn an den Rand des Wassers nieder. Nicht lange, so brauste es aus der Tiefe, eine Welle erhob sich, rollte an das Ufer und führte den Kamm mit sich fort. Es dauerte nicht länger, als der Kamm nötig hatte, auf den Grund zu sinken, so teilte sich der Wasserspiegel, und der Kopf des Jägers stieg in die Höhe. Er sprach nicht, schaute aber seine Frau mit traurigen Blicken an. In demselben Augenblick kam eine zweite Welle herangerauscht und bedeckte das Haupt des Mannes. Alles war verschwunden, der Weiher lag so ruhig wie zuvor, und nur das Gesicht des Vollmondes glänzte darauf.

Trostlos kehrte die Frau zurück, doch der Traum zeigte ihr die Hütte der Alten. Abermals machte sie sich am nächsten Morgen auf den Weg und klagte der weisen Frau ihr Leid. Die Alte gab ihr eine goldene Flöte und sprach »harre, bis der Vollmond wiederkommt, dann nimm diese Flöte, setze dich an das Ufer, blas ein schönes Lied darauf, und wenn du damit fertig bist, so lege sie auf den Sand; du wirst sehen, was geschieht.«

Die Frau tat, wie die Alte gesagt hatte. Kaum lag die Flöte auf dem Sand, so brauste es aus der Tiefe: eine Welle erhob sich, zog heran, und führte die Flöte mit sich fort. Bald darauf teilte sich das Wasser, und nicht bloß der Kopf, auch der Mann bis zur Hälfte des Leibes stieg hervor. Er breitete voll Verlangen seine Arme nach ihr aus, aber eine zweite Welle rauschte heran, bedeckte ihn und zog ihn wieder hinab.

»Ach, was hilft es mir,« sagte die Unglückliche, »daß ich meinen Liebsten nur erblicke, um ihn wieder zu verlieren.« Der Gram erfüllte aufs neue ihr Herz, aber der Traum führte sie zum drittenmal in das Haus der Alten. Sie machte sich auf den Weg, und die weise Frau gab ihr ein goldenes Spinnrad, tröstete sie und sprach »es ist noch nicht alles vollbracht, harre bis der Vollmond kommt, dann nimm das Spinnrad, setze dich an das Ufer und spinn die Spule voll, und wenn du fertig bist, so stelle das Spinnrad nahe an das Wasser, und du wirst sehen, was geschieht.«

Die Frau befolgte alles genau. Sobald der Vollmond sich zeigte, trug sie das goldene Spinnrad an das Ufer und spann emsig, bis der Flachs zu Ende und die Spule mit dem Faden ganz angefüllt war. Kaum aber stand das Rad am Ufer, so brauste es noch heftiger als sonst in der Tiefe des Wassers, eine mächtige Welle eilte herbei und trug das Rad mit sich fort. Als bald stieg mit einem Wasserstrahl der Kopf und der ganze Leib des Mannes in die Höhe. Schnell sprang er ans Ufer, faßte seine Frau an der Hand und entfloh. Aber kaum hatten sie sich eine kleine Strecke entfernt, so erhob sich mit entsetzlichem Brausen der ganze Weiher und strömte mit reißender Gewalt in das weite Feld hinein. Schon sahen die Fliehenden ihren Tod vor Augen, da rief die Frau in ihrer Angst die Hilfe der Alten an, und in dem Augenblick waren sie verwandelt, sie in eine Kröte, er in einen Frosch. Die Flut, die sie erreicht hatte, konnte sie nicht töten, aber sie riß sie beide voneinander und führte sie weit weg.

Als das Wasser sich verlaufen hatte und beide wieder den trocknen Boden berührten, so kam ihre menschliche Gestalt zurück. Aber keiner wußte, wo das andere geblieben war; sie befanden sich unter fremden Menschen, die ihre Heimat nicht kannten. Hohe Berge und tiefe Täler lagen zwischen ihnen. Um sich das Leben zu erhalten, mußten beide die Schafe hüten. Sie trieben lange Jahre ihre Herden durch Feld und Wald und waren voll Trauer und Sehnsucht.

Als wieder einmal der Frühling aus der Erde hervorgebrochen war, zogen beide an einem Tag mit ihren Herden aus, und der Zufall wollte, daß sie einander entgegenzogen. Er erblickte an einem fernen Bergesabhang eine Herde und trieb seine Schafe nach der Gegend hin. Sie kamen in einem Tal zusammen, aber sie erkannten sich nicht, doch freuten sie sich, daß sie nicht mehr so einsam waren. Von nun an trieben sie jeden Tag ihre Herde nebeneinander: sie sprachen nicht viel, aber sie fühlten sich getröstet. Eines Abends, als der Vollmond am Himmel schien und die Schafe schon ruhten, holte der Schäfer die Flöte aus seiner Tasche und blies ein schönes, aber trauriges Lied. Als er fertig war, bemerkte er, daß die Schäferin bitterlich weinte. »Warum weinst du?« fragte er. »Ach,« antwortete sie, »so schien auch der Vollmond, als ich zum letztenmal dieses Lied auf der Flöte blies und das Haupt meines Liebsten aus dem Wasser hervorkam.« Er sah sie an, und es war ihm, als fiele eine Decke von den Augen, er erkannte seine liebste Frau: und als sie ihn anschaute und der Mond auf sein Gesicht schien, erkannte sie ihn auch. Sie umarmten und küßten sich, und ob sie glücklich waren, braucht keiner zu fragen.

*Kinder- und Hausmärchen. Gesammelt durch die Brüder Grimm, München: Winkler, 1977, S. 745f.*

### Philippus Aureolus Paracelsus

Theophrastus Bombastus von Hohenheim, Arzt und Naturforscher, geb. 17. Dez. 1493 zu Maria-Einsiedeln im Kanton Schwyz, gest. 24. Sept. 1541 in Salzburg, erhielt von seinem Vater, einem Arzt und Chemiker, den ersten Unterricht, arbeitete im Bergwerkslaboratorium in Schwatz in Tirol, wurde hier in die Alchimie eingeweiht, durch sein nüchternes, praktisches Streben aber der Begründer der pharmazeutischen und dadurch der medizinischen Chemie. Er entdeckte mehrere chemische Verbindungen und gewann eine Vorliebe für metallische Mittel. Damals schrieb er über die Krankheiten der Bergleute. Er besuchte dann Hochschulen, machte große Reisen, war Feldarzt in mehreren Kriegen und wurde 1526 Stadtarzt in Basel, wo er an der Hochschule viel besuchte Vorlesungen hielt. P. betonte den Wert der Erfahrung und des Experiments und sagte sich von der alten Schule völlig los, er betrachtete den Menschen als einen Teil der Natur und das Leben als einen organisch-chemischen Prozeß, wobei der Zeit entsprechend mancherlei Alchimistisch-Kabbalistisches mit unterläuft. [...] 1531 wurden in St. Gallen die theologisch-philosophischen Schriften verfaßt, die ihn als eine religiöse Natur kennzeichnen. In Augsburg gab er 1536 seine »Große Wundarzney« heraus.

*Meyers Großes Konversations-Lexikon 1905-09, Bd. 15, S. 414.*

### Über Nymphen, Sylphen, Pygmaen und Salamader

Menschen sinds, aber allein ein Tier ohne die Seel. Nun folgt aus dem, daß sie zu Menschen verheiratet werden können, so daß eine Wasserfrau einen Mann aus Adam nimmt und hält mit ihm Haus, und gebiert. Von den Kindern wisset, daß solche Geburt dem Manne nachschlägt; darum daß der Vater ein Mensch aus Adam ist, darum wird dem Kind eine Seel eingegossen und es wird gleich einem rechten Menschen, der eine Seel hat und das Ewige.

5

Nun aber weiter, so ist das auch in gutem Wissen und zu erkennen, daß auch solche Frauen eine Seel empfangen, wenn sie vermählt werden, so daß sie wie andere Frauen vor Gott und durch Gott erlöst sind. Denn das erweist sich in mancherlei Weg, daß sie nicht ewig sind, aber bei den Menschen, so sie ihnen verbunden werden, ewig werden, das ist: geseelet wie der Mensch. Denn das sollt ihr in der Hinsicht annehmen: Gott hat sie dermaßen geschaffen, dem Menschen so gleich und so ähnlich, daß ihm nichts Gleicheres sein mag, und hat da ein Wunderwerk mitlaufen lassen: daß sie keine Seel haben. Aber wenn sie mit dem Menschen in eine Verbindung kommen, so gibt dies Bündnis die Seel. Gleichweise wie ihr die Bündnisse seht, die der Mensch mit Gott hat und Gott zu dem Menschen, und das selbe wird aufgerichtet durch Gott; das macht nun, daß wir in Gottes Reich kommen. So dies Bündnis nit wäre, was wäre uns die Seel nütze? Nichts. Aber darum, daß dies Bündnis mit dem Menschen ist, darum ist jetzt die Seel dem Menschen nütze, der sonst vergebens da wäre. [...]

10

15

So stellen sie der Liebe zu dem Menschen nach, auf daß sie mit den Menschen in der selbigen Verbindung seien. Denn bei ihnen ist aller Verstand und Weisheit, außerhalb der Eigenschaft der Seel, und die Seel nit. Und so empfangen sie und ihre Kinder die Seel auch in Kraft der Adamischen Frucht, Freiheit und Macht, die sie gegen Gott hat und trägt. [...]

20

Wie etwa einer, der eine Nymphe zu seinem Weibe hat, der lasse sie zu keinem Wasser kommen und beleidige sie nicht auf Wassern. [...], wenn sie von den Männern erzürnt werden auf den Wassern oder dergleichen, so fallen sie in das Wasser und niemand findet sie mehr. Nun läßt es sich der Mann sein, gleich als wäre sie ertrunken, denn er sieht sie nimmer. Dabei aber wisset, daß er sie nicht für tot und

Zuletzt scheint er einige ruhigere Jahre in Salzburg verlebt zu haben. In der St. Sebastianskirche zu Salzburg findet sich noch sein Grabmal. Die Leidenschaftlichkeit und Marktschreierei, mit der P. auftrat, haben lange eine gerechte Würdigung seiner Verdienste beeinträchtigt. Als Schriftsteller erscheint P. verworren und dunkel; sein Stil ist schwülstig, nicht selten pöbelhaft.



gestorben halten soll, wiewohl sie in das Wasser gefallen ist, sondern für lebendig, und wisset dabei, daß er kein ander Weib nehmen soll. Denn wo das geschieht, wird er sein Leben drum geben müssen und nimmermehr an die Welt kommen, denn die Ehe ist nicht geschieden, sondern sie ist noch ganz.

*Liber de Nymphis, Sylphis, Pygmaeis et Salamandris. In: Theophrastus Paracelsus Werke, Bd. 3, Stuttgart 1867.*

Paracelsus beschreibt in seinem Buch über Nymphen etc. einen Teil der Schöpfung, den im Übergang vom Mittelalter zur Neuzeit noch viele Menschen für real hielten. Alles, was wir Natur nennen, ist von Gott geschaffen, wie es im Schöpfungsbericht des Alten Testaments (AT) beschrieben wird.

Neben Pflanzen, Tieren und Menschen bevölkern die Welt in der Vorstellung des Mittelalters aber weitere Wesen, nämlich Geister und jene „Geistmenschen“, von denen die Schrift handelt und die später „Elementargeister“ genannte wurden. Außerdem werden dem göttlichen Bereich (Himmel) Engel zugeordnet, die von den bösen Geistern der Hölle unterschieden sind; beides sind aber ebenfalls göttliche Geschöpfe. Himmlische und höllische Wesen (Engel und Teufel) streiten um menschliche Seelen.

Auf der Erde unterscheiden sich Tiere, Geister, Menschen und „Geistmenschen“ durch ihre Eigenschaften: Leib („Fleisch“), Geist (Denken, Vernunft) und Seele.

	Leib („Fleisch“)	Geist (Verstand, Vernunft)	Seele
Tiere	+	–	–
Menschen	+	+	+
Elementargeister	+	+	–
Geister	–	+	–?

Paracelsus unterscheidet vier Elementargeister: Wasserleute (Nymphen), Erd(„Berg“)leute (Pygmaeen), Feuerleute (Salamander) und Luftleute (Sylphen).

#### Altes Testament: Die Schöpfungsgeschichte

Der Mensch ist Leib von Adams Leib heißt: „VND gott der HERR machet den menschen aus dem Erdenklos / vnd er blies jm ein den lebendigen Odem in seine Nasen / Vnd also ward der Mensch eine lebendige Seele.“ *Luther-Bibel 1545: Das erste Buch Mose (Genesis)*

- 5 Adam lebt mit Eva im Paradies; beide verstoßen gegen das Gebot, nicht vom Baum der Erkenntnis zu essen, und werden von Gott bestraft: „DA sprach Gott der HERR zu der Schlangen / Weil du solches gethan hast / Seistu verflucht für allem Vieh vnd für allen Thieren auff dem Felde / Auff deinem Bauch soltu gehen / vnd erden essen dein leben lang / 15Vnd Jch will Feindschaft setzen zwischen Dir vnd dem Weibe / vnd zwischen deinem Samen vnd jrem Samen / Der selb sol dir den Kopff zutreten / Vnd Du wirst Jn in die Verschen stechen.
- 10 VND zum Weibe sprach er / Jch wil dir viel schmerzen schaffen wenn du schwanger wirst / Du solt mit schmerzen Kinder geben / Vnd dein wille sol deinem Man vnterworffen sein / Vnd Er sol dein Herr sein.
- 15 VND zu Adam sprach er / Die weil du hast gehorchet der stimme deines Weibes / Vnd gessen von dem Bawm da von ich dir gebot / vnd sprach / Du solt nicht da von essen / Verflucht sey der Acker vmb deinen willen / mit kummer soltu dich drauff neeren dein Leben lang / Dorn vnd Disteln sol er dir tragen / vnd solt das Kraut auff dem Felde essen. Jm schweis deines Angesichts soltu dein Brot essen / Bis das du wider zu Erden werdest / da von du genomen bist / Denn du bist Erden / vnd solt zu Erden werden.“
- 20 Luther merkt dazu an: „Dis ist das erst Euangelium vnd Verheissung von Christo geschehen auff Erden / Das er solt / Sünd / Tod vnd Helle vberwinden vnd vns von der Schlangen gewalt selig machen. Daran Adam gleubet mit allen seinen Nachkomen / Dauon er Christen vnd selig worden ist von seinem Fall. Denn so gehets auch Christus zutritt dem Teufel seinen Kopff (das ist / sein Reich des Todes / Sünd vnd Helle) So sticht jn der Teufel in die Verschen (das ist / er tödtet vnd martert jn vnd die seinen leiblich.)“
- 25 Da Christus dem Menschen im Neuen Testament die Überwindung von „Sünd / Tod vnd Helle“ versprochen hat, ist die Seele so wichtig für den Menschen; nur durch sie kann er nach seinem Tode ewiges Leben erlangen, und zwar als Einheit von wiedererstandem Körper und vor dem Bösen geretteter Seele.

## Wasserfrauen als Verführerinnen

In unserer, massiv von der Bibel durchtränkten literarischen Tradition gilt die Frau als die Verführerin überhaupt. Denn sie war es, die den Mann zum ersten und überaus folgenschweren Ungehorsam überredet hat. In der Schöpfungsgeschichte ist dies festgeschrieben: zur Sexualität - und damit zum Verlust des Paradieses und zum Tod - ist der Mann verlockt worden durch die Komplizenschaft von Frau und Schlange. Wo aber das Weib dem herrschenden männlichen Blick als verführend-verführerisch gilt, als schlangenhaft gefährlich und mit dem Bösen im Bund, da liegt die Gleichung nahe: Frau ist gleich Schlange - eine psychologisch plausible Gleichsetzung, wenn man die biblische Schlange als abgespaltenen Teil Evas auffaßt; und es gibt ja auch Sündenfall-Darstellungen wie jenen Holzschnitt von Lucas Cranach, auf denen die Schlange mit Frauenkopf und weiblichem Oberkörper figuriert?

Auch in den Wasserfrauen verkörpert sich die Gleichsetzung immer wieder: die schöne Melusine bekommt in regelmäßigem Abstand für gewisse Zeit ihren Schlangen-Unterleib und muß den vor ihrem Menschenmann verbergen; und der schuppig-fischschwänzige Unterleib der Nixen wirkt schlangenhaft genug.

Neben dieser biblischen Tradition - und der stets mit zu denkenden Grundierung des Wasserfrauen-Bildes durch das Sirenen-Kapitel der Odyssee - gibt es noch eine zweite wesentliche Quelle für die Vorstellungen von Wasserfrauen: der „Liber de nymphis...“ von Paracelsus (1566/1591). In dieser Schrift hat Paracelsus eine Lehre von den Elementargeistern skizziert. Er versteht darunter naturnahe Wesen, die den vier Elementen Wasser, Luft, Erde und Feuer zugeordnet sind. Diese Wesen stehen zwischen den Menschen und den reinen Geistern und haben an beider Sphären Anteil. Vor allem die Autoren der Romantik haben die Elementargeister-Lehre des Paracelsus intensiv als Anregung benutzt: Fouque etwa hat seine „Undine“ (1811) sozusagen mit dem „Liber“ in der Hand verfaßt.

In unserem Zusammenhang ist bedeutsam, daß Paracelsus die Vorstellungen von der Welt der Elementargeister vor allem anhand der „Wasserleute“ darstellt. Denn von den vier Arten der Elementargeister seien sie dem Menschen am ähnlichsten: sie zeigten sich „in menschlicher Kleidung und mit menschlichem Aussehen und Begierden“<sup>9</sup>, weshalb sie sich auch mit Menschen verheirateten und Kinder zeugten.



Ausschließlich am Beispiel einer Ehe zwischen Menschenmann und Wasserfrau erörtert Paracelsus die besonderen Chancen und Risiken einer Verbindung von Mensch und Elementargeist. Die Chance: die - wie alle Elementargeister - unbeseelte Wasserfrau könne durch ihre sexuelle Verbindung mit einem Menschenmann eine Seele empfangen und der ewigen Seligkeit teilhaftig werden. Umgekehrt, so Paracelsus im Einklang mit theologischen Vorstellungen seiner Zeit, sei dies nicht möglich. Im Hinblick auf die Wasserfrauen heißt es dann bei Paracelsus wörtlich: „Doraus volget nun/ dz sie vmb den Menschen buhlen/ zu jhm sich fleissen vnd heimlich machen.“ Für Paracelsus sind solche Verbindungen durchaus ehrenhaft und keineswegs sündig, da die Elementargeister ebenso von Gott geschaffen sind wie die Menschen, so daß auch eine solche Ehe für die Größe von Schöpfer und Schöpfung zeuge.

Das Risiko: Falls der Mann die ihm angetraute Wasserfrau auf dem Wasser beleidigt - wie Fouqués Huldbrand seine Undine -, muß sie in ihr Element zurück und geht zugleich der Seele verlustig. Da sie aber als Elementargeist weiterlebt, bleibt die - nach christlicher Auffassung lebenslang geltende - Ehe bestehen; heiratet der Mann trotzdem wieder, ist er des Todes.

Es ist nicht zu übersehen: Adams Verführung zum Apfel, eine todbringende Angelegenheit wegen des daraus folgenden Fluches der Sterblichkeit, hat auch das Bild der Männer verführenden Wasserfrau grundiert, wie Paracelsus es dargestellt hat. Im Bild der Wasserfrau verbinden sich also die tief eingewurzelte Vorstellung von der Frau als Verderben bringende Verführerin des Mannes und die Vorstellung von einem sehr naturnahen weiblichen Wesen, das überdies dem - weiblichen -Element Wasser eng verbunden ist. So konnte „das feuchte Weib“ (Goethe) zur Metapher für eine besonders intensive sexuelle Verlockung werden. Wasser, Welle, Weib und Verführung bilden zumindest seit der Romantik eine so feste wie geläufige Ideen-Assoziation unserer literarischen Tradition.

Hartwig Suhrbier: *Der Mann, des es nicht geben darf*. In: In: Irmgard Röbling (Hg.): *Sehnsuch und Sirenen*. Pfaffenweiler 1992, S.353f.